

GEPÄCK UND ANDERE PRÄLIMINARIEN

VON GEORG BRUNOLD

Vor ein paar Jahren noch schleppten die Leute die Koffer, die Ballen und die Säcke über die breiten Marmorstiegen im Inneren. Neuerdings führt aussen, dem zweistöckigen Bau anliegend, eine Rolltreppe hinauf zur oberen Etage. Dort oben, in der Glasfront der Ostfassade, der Fels von Gibraltar – ein hingestreckter Riese, den Rücken noch immer dem Atlantik zugekehrt, sein schlaftrunkenes Augenmerk pflichtgetreu auf dem Mittelmeer. Doch es ist ein Trugbild, dieser Schattenriss, denn Gibraltar, das Städtchen am Westfuss, blickt nicht nach drüben, sondern hinaus, herüber zu uns, wenn auch vielleicht weniger den Scheidenden hintennach als den Ankömmlingen entgegen. Am Ufer, worauf der Riese in der leichten Dünung den Kopf gebettet hat, am Rand des geteilten spanisch-britischen Flughafens, fällt die Morgen Sonne auf die Wohnsilos der Grenzstadt La Linea.

Wir sind im Freien, vor dem Tor unserer alten Welt, und hier, im Hafen von Algeciras, ist man sich dessen nicht sehr bewusst, wenn man in solchen Redeweisen etwas Metaphorisches mitzuhören gewohnt ist. In der Meeresstrasse, in die sich der Pier parallel zum Fels hinauszieht, ist das Gefälle nicht bloss eine Rede-weise, sind die Richtungen nicht ohne weiteres umkehrbar. Das Mittelmeer hat einen Ausfluss, und wenn die Enge zwischen den Säulen des Herkules als Ausgang zu jeder Zeit schiffbar war, so galt dasselbe keineswegs auch für den Eingang. Die Phönizier überwandten die Strömung mit Unterwassersegeln, mittels deren sie sich gegenläufige Tiefenströmungen zunutze machten; doch diese Technik war später während vieler Jahrhunderte vergessen. Hat jemand schwimmend Afrika erreicht? Niemand in Algeciras scheint auf die Frage die Antwort zu wissen. Um die Distanz jedenfalls ginge es nicht, und womöglich erreichte man eher Amerika.

Gegenüber wirft sich der Jebel Mussa mit seinen 842 Metern zur doppelten Höhe des Felsens von Gibraltar auf. Afrika ist kein flaches Land, und der Jebel Mussa erhob sich vielleicht einst als ein Vorposten jenes unbekanntes Hochlandes, von dem vor nur 170 Jahren, einem doppelten Menschenalter, ein deutscher Philosoph schrieb. «Das in sich gedrungene Goldland», heisst es in seinem historischen Exkurs zu Afrika, «das Kinderland, das jenseits des Tages der selbstbewussten Geschichte in die schwarze Farbe der Nacht gehüllt» ist. Im sechzehnten Jahrhundert seien aus «dem Innern», so der Philosoph Hegel, «an mehreren Stellen Ausbrüche von greulichen Scharen erfolgt, die sich auf die ruhigen Bewohner der Abhänge gestürzt» hätten.

Fern ist der Jebel Mussa nicht; er ist näher als in Lausanne das Südufer des Genfersees. Ihr Interesse an dem Projekt haben die Könige Spaniens und Marokkos gemeinsam und in Schriftform vor bald siebzehn Jahren schon festgehalten, und 400 Meter unter dem Seespiegel wird dereinst der Afrotunnel verlaufen, etwas westlich von der kürzesten Passage, genau wie die Route der Sardinien, am ferneren Tag, da der Verkehr die Kosten von zehn Milliarden Schweizer Franken rechtfertigen wird. Nur drei Viertel der Röhre unter dem Ärmelkanal mässe die zwischen den Kontinenten, und gut sechs Promille der veranschlagten Mittel, sechzig Millionen, sind bereits in Studien geflossen. In unseren Tagen ist aber der britisch-französische Warenfluss vom siebenunddreissigfachen Volumen des spanisch-marokkanischen, und dieser Gesichtspunkt ist nicht der einzige, der hier in der Meerenge für et-

was Distanz zwischen den beiden Ufern sorgt. Auf dem Fels von Gibraltar leben die einzigen europäischen Affen, schon seit zweitausend Jahren möglicherweise, und die Gibraltarer sind darauf stolz. Die Andaluser aber, was immer in den damit zusammenhängenden Fragen die Wahrheit näherhin sein mag, reagieren mit Empfindlichkeiten auf ihre Nähe zu Afrika, vermeinen davon eher zuviel als zuwenig zu haben.

Vorläufig bleibt demnach die Grenze Spaniens – nämlich Europas – an der Stelle, wo sie sich befindet: in der oberen Etage des Hafengebäudes auf dem Pier von Algeciras. Schon die Grenze an diesem Ufer, obschon eigentlich nur die eine Seite der Grenze, ist eine zweiseitige Angelegenheit, besteht aus einem Ausgang und einem Eingang Europas, und Ausgang und Eingang sind von verschiedener Art. Der Ausgang hebt die Trennung zwischen den Menschen auf, im Ausgang sind alle gleich. Der Eingang wird die Trennung zwischen den Menschen wieder herstellen. Vor dem Ausgang hat es nur eine Kolonne gegeben, in der sie alle gestanden haben. Gleichermassen wird es sich drüben in Marokko – am Eingang nach Afrika – verhalten. Vor dem Eingang nach Europa aber werden sie sich in zwei Kolonnen einreihen: in die eine die Europäer, in die andere die Afrikaner und die übrigen, die hier – Amerikaner oder vielleicht Lateinamerikaner, auch Australier etwa – eher selten anzutreffen sind. (Nicht so selten zu sehen sind noch die Schweizer.)

Bei den getrennten Durchgängen, die von der Trennung der Welten auf der europäischen Innenseite der Mauer noch einmal ein Abbild festhalten, handelt es sich um eine Schikane jüngeren Datums. Es gibt ältere Schikanen. Gewisse darunter, der Eifer mit Formularen und Stempeln etwa, mögen heute irrtümlich den Eindruck erwecken, sie seien eine Erfindung der Nachbarn im Süden, während sie mehr auf deren Schulung in kolonialen Bürokratien zurückgehen. Doch ein Wort erinnert daran, dass die Grenze auf dem Pier von Algeciras, wie auch anderswo Südgrenzen Europas, ihre Urheberschaft doch auf der anderen Seite des gemeinsamen Meeres hatte. *Aduana* lautet das Wort in Spanien, *douane* in Frankreich, *dogana* in Italien. Anders war es mit der Quarantäne, einer Errungenschaft der Venezianer, die rasch in vielen nördlichen Mittelmeerhäfen Schule machte. Als im 14. Jahrhundert die Hygiene erfunden wurde, war dies eine bürokratische Innovation okzidentalen Geistes, wenn auch vielleicht mit aussereuropäischen Quellen der Inspiration. Von okzidentaler Prägung – Vorrang der Effizienz nämlich selbst um den Preis gewisser Nachlässigkeiten – war damals wohl auch der Egalitarismus, der in den Gehegen der Quarantänestationen für Aufruhr sorgte. Die Massnahme der vierzigstägigen Absonderung wurde über alle mit gleicher Strenge verhängt, zum Beispiel über den orientalischen Botschafter im südfranzösischen Cette, «wo grosse Scharen von Männern und besonders von Frauen kamen, um mich anzuschauen, wenn ich meinen Spaziergang machte... die Frauen erschienen zuerst in Gruppen von zehn und liessen erst fünf Stunden nach Sonnenuntergang ab, denn alle Frauen von Stand aus der Umgebung... hatten sich in Cette versammelt, um einen Blick auf mich zu werfen». Wenn dem Reisen ideologische Schranken im Weg standen, dann hatten sie praktische Entsprechungen. Doch wir waren soeben bei der *aduanas*, dem Zoll, wo nicht even-

tuell verseuchte Menschen, sondern ihre Gegenstände, die Waren, auf Interesse stossen.

Aduana, douane, dogana – der *Diwan*. Bei uns steht das damit Bezeichnete in der Stube und wird meistens Sofa oder Couch, vielleicht auch Kanapee genannt. Aus der Schule wissen wir noch, dass das Wort in bestimmten Zusammenhängen, etwa mit Goethe, auch eine Gedichtsammlung bezeichnen kann. Der Diwan, etwas euphemistisch also das Sofa, war die Unterlage, auf die sich im Zollhäuschen die Wartenden hinsetzten. Bald war der Diwan das Zollhäuschen selber. Insbesondere war er der wichtigste Gegenstand darin, der grosse, schwere Foliant, worin die geklärtete Ware verzeichnet wurde. Er war das Register. «Divan», steht es in «Grimms Deutschem Wörterbuch»: «ein buch von mehreren blättern, sammlung von schriften... ein gepolsterter sitz nach morgenländischer weise...» Kein Wunder, war der Diwan bei den Osmanen das Amtszimmer und schliesslich der türkische Staatsrat. Diwan: «Buchhaltung», lautet die erste von 21 Eintragungen in einem arabischen Taschendictionnaire. Bei der *aduanas* selber aber geht es weniger um das Wort als, wie gesagt, um die Ware.

Das Interesse Europas daran erweist sich auf dem Pier von Algeciras als mässig. Doch wir verlassen – uns dessen bewusst – Europa, und hinter dem Jebel Mussa hört sie auf, die Gesellschaft, die wegwirft. «Gott donnert und wird nicht erkannt», hat uns der deutsche Philosoph die Verhältnisse Afrikas dargelegt. Doch «diesen Teil... wo jetzt Marokko, Algier, Tunis und Tripolis sind... sollte und musste man nach Europa hinüberziehen, wie dies die Franzosen... eben glücklich versucht haben». Schon in der Bar in Zürich, noch vor dem Aufbruch nach Algeciras, hat der klingende Name ein Leuchten in Mariannas traurige Augen gezaubert. Marruecos... für Marianna, Costaricanerin, ist Marruecos die Angelegenheit einer brennenden Neugier, fast als hätte sich eine für immer versiegelt geglaubte Kammer in ihrem eigenen Inneren doch noch für einen flüchtigen Blick aufgetan. Im Süden, dort, wo es unklar ist, ob dies noch Marruecos ist, in der westsaharischen Hauptstadt Laayoune, wird das Hotel abends voller Argentinier sein und voller Argentinierinnen. Diese, so erklärt es Rosalia aus Buenos Aires, gehen im Leben einmal auf Kreuzfahrt, nicht in die Antarktis, wie es uns in Buenos Aires einfiel, sondern nach Spanien, und auf der Fahrt dahin landen sie nicht nur auf den Kanaren, sondern in Marruecos oder sogar in der Sahara.

In Marokko also hört sie auf, die Gesellschaft, die wegwirft, und schon in Sidi Baba, der Vorstadt von Meknès, ist das Teuerste an einem Haus die Tür, die Tür mit der Einfassung, mit den Schamieren, mit dem Knauf und dem Schloss. Der Rest des Hauses sind Steine, wie es sie auch in Sidi Baba an mehreren Orten gibt. Noch sind wir in Europa, und in gewisser Weise werden wir es in Marokko bleiben, auf dem europäischen Strassennetz nämlich, auch ohne Röhre unter Gibraltar. Die Kühlchränke kommen im Kleinwagen der marokkanischen Urlauber aus Frankreich und mit ihnen noch vieles mehr, ganz anders als im äthiopischen Hochland oder im grossen Wald in Zaire, wo es auch Transistorradios gibt, aber seit vielen Jahren nie mehr Batterien. In Marokko sind wir noch nicht einmal in einer Grossestadt wie in Nairobi, wo eine alte Nähmaschine, Marke Pfaff, 1500 oder 2000 Schweizer Franken kostet. Das Geschäft der *aduanas* hat also heutzutage, anders als am Flughafen von Addis Abeba, nicht mehr viel Raum auf dem Pier von Algeciras. Aber wir verlassen jetzt Algeciras, von der schönen andalusischen Stadt an der Meerenge ist heute nur eine Kulturwüste im schlimmsten Sinn übrig, im Privatradio nur Discosound und Werbespots, kaum eine Ansichtskarte, geschweige ein einziges Buch zu kaufen, da alle Geschäftslokale mit Geldspielautomaten ausgefüllt sind.

Vielleicht merken es nicht alle sofort, dass wir im Königreich sind. Das Schiff, die Ibn Battouta II, besteht weitgehend aus Läden, französische Parfums, Pariser Vorjahresmode, kubanische Zigarren, so dass das Gepäck in mehrfacher Weise an Gewicht zulegen kann. Wir sind im Königreich, das werden wir noch einige

Male feststellen können, und bewegen uns unter Untertanen, und so habe man zum Schluss doch besser keine zu grosse Unordnung in den sieben Sachen. Ein Gegenstand bleibt nicht immer und überall derselbe Gegenstand. Eine Mütze aus dem nigerianischen Norden zum Beispiel verwandelt den Fremden in der somalischen Hauptstadt Mogadiscio in einen Araber oder Türken, was ein Vorteil sein kann, solange die Mütze ihn nicht in einen Pakistaner verwandelt. Etwas Vorsicht ist angezeigt. Kein Unfug mit dem Fernglas! Sicher findet man sich anderswo in ganz anderen Situationen, vielleicht im Niltal, zwischen den Tempeln von Luxor, wo ein Opernglas auf einen Schlag einem alle zweitausend Fremdenführer vom Hals schafft, da über ein solches nur ein Archäologe verfügen kann. Aber hier, zwischen Algeciras und Tanger, auf der Ibn Battouta II, mustert man die goldenen Äpfel in den Gärten der Hesperiden drüben nicht mit dem Feldstecher, ein Fernglas ist manchenorts kein bisschen harmloser als eine Handfeuerwaffe. Ich selber habe mich soeben schon völlig unmöglich angestellt mit dieser Zeitung, stelle jedesmal fest, auch bei der zwanzigsten Überfahrt von Spanien nach Tanger, dass sich ein Reisender unfehlbar zum Greenhorn degradiert. «Al-Hayat», «das Leben» – nicht dass die Idee der arabischen Zeitung nichts taugen würde, etwas zerknüllt, authentisch zerlesen und achtlos in die Tasche des Kittels gestopft; so wird man drüben im Taxi zum marokkanischen Tarif zum Hotel Marco Polo gefahren, und schon die Träger im Hafen werden die beiden Reisetaschen nicht sofort in Stücke reissen, sondern ganz ruhig auf dem Randstein sitzen bleiben. In Marokko schliesslich wird selbst ein Araber von Stand nur französisch sprechen, kein Mensch wird auf arabisch Näheres wissen wollen. Nur hätte ich mich – den Trägern und Fahrern zuliebe – mit dieser verfluchten Zeitung nicht schon in Algeciras auszustaffieren gehabt. So geht das in der Geldwechselstube schon los, und der Eindruck ist stark, als hätte ich so berühmt wie nach zehn Minuten hier auf der Ibn Battouta II auch schon in der Wiege gelegen. Die Reisepässe müssen den marokkanischen Stempel noch auf dem Schiff, in der Cafeteria, erhalten, und das Interview mit dem Grenzpolizisten scheint niemals mehr enden zu wollen. Ja, in der Tat, wer sind Sie? Bald hätte ich, dünkte mich, die Frage mir selber gestellt.

Vielleicht mag das alles nichts weiter als angemessen sein. Dieselben, die wir in Europa sind, bleiben wir im Königreich nämlich nicht. Wer sind Sie? Und zum Glück hatte jenes Passbild nie in einem Pass Verwendung gefunden. Mir selber war in den Jahren zuvor daran nichts aufgefallen, und nur noch ein letztes Exemplar zierte den internationalen Führerschein, als ich von Raja, einer Freundin in Tanger, den leisen Aufschrei hörte. «Tiens! C'est comme la photo du roi!» Dass man das heute noch mache, das habe sie nicht gewusst, hatte Raja hinzugefügt. Ja, das Foto in meinem Führerschein stammte nicht aus Marokko, sonst hätte es wohl doch dreissig Jahre alt sein müssen, wie das Porträt des Königs in der Bar Juana de Arco zum Beispiel. Auch dort war mir zuvor nichts aufgefallen, obschon mir diese Dinge aus anderen Zusammenhängen hätten bekannt sein müssen. Also hatte es nicht gereicht, zwei Jahre zuvor jenes Fotostudio in Addis Abeba aufzusuchen, erst in Tanger, im Tor zum Kontinent, kam die Geschichte ans Licht. Jetzt sehe auch ich es. Alles folgt den Regeln der Administration: ein Ohr, gut sichtbar, ist da unter anderem verlangt. Da das bei anliegenden Ohren oft nur schwer zu realisieren ist, greifen die Studiofotografen auf Prothesen zurück, retuschieren ein Ohr hinein, gut sichtbar eben, eine unverkennbare Spur grösser als ein richtiges Ohr. Das andere Ohr, von dem vielleicht auch noch etwas zu sehen wäre, entfernen sie im selben Zug ganz aus dem Bild, und so hängt er da im Juana de Arco hinter dem Tresen, der König, streng nach den Auflagen des Verbrecheralbums, wie man es aus den Zeiten Sherlock Holmes' oder noch Pater Browns kennt.

Wir haben vorgegriffen, mitten ins Königreich hinein, während wir uns noch immer auf der Ibn Battouta II befinden.

Vielleicht hatte ich es übersehen, im einen oder anderen der vielen marokkanischen Reisepässe, die früher in der Cafeteria durch meine Hand gingen, als ich vor Jahren hier eine kleine Dienstleistungsstelle unterhielt, den marokkanischen Bauern, die über der Meerenge ihrem Kleinhandel nachgingen, die Carte d'entrée oder die Carte de sortie ausfüllte. Geduldig hatten sie da in Einerkolonne gestanden.

Man sollte sich keiner Täuschung hingeben, nur weil man den Kaffee noch immer in Peseten bezahlt oder nur weil man im Sandwich auf Chorizo, die spanische Paprikaschweinefleisch, beisst. Vielleicht steckt ein Wissen in der besagten Verunsicherung, mit welcher Andalusier auf Fragen der europäischen Grenze reagieren, in deren Zusammenhang auch schon die Pyrenäen erwähnt wurden. Auch in Tanger wird man sich mit Spanisch noch immer durchschlagen und mit Peseten ebenfalls. Doch die Ibn Battouta II ist wie ihre Vorgängerin ein marokkanisches Schiff, und schon hier blickt der König von mehreren Wänden. Im formellen Sinn, dem Buchstaben nach, ist die Ibn Battouta II vielleicht kein Teil des königlichen Patrimoniums, aber zweifellos fungiert sie als das. Im Schiff, welches er bei Bedarf requiriert, reist leibhaftig der König, wenn er sich – die Majestät, «Sa auguste personne», wie er fast täglich auch in der Regierungszeitung «Le matin» aufzutreten gewohnt ist – zu einer Konferenz nach Tunis begibt. Nicht nur die Belegschaft der Ibn Battouta II, alle sagen sie es, von Tetuan bis über Fes nach Meknès, von Agadir über Marrakesch bis nach Laayoune: «On travaille avec le roi» – jawohl, und nicht etwa für ihn, sondern mit ihm. Also sind wir vielleicht schon in Afrika, noch ehe wir ankommen?

Sind wir uns darüber im klaren, dass es nicht länger in unserer Macht steht, ob und wann wir Afrika wieder verlassen dürfen? Aber auch Afrika ist schliesslich auf dieser Welt, wenn auch vielleicht, zugegeben, nicht ganz. Da war nichts dadurch zu ändern, dass wir im Hafen von Tanger eine Stunde in einem furchtbaren Gedränge zubrachten, ehe man uns von Bord liess. Der Mann, der nochmals die Pässe auf den Stempel hin zu untersuchen hatte, war nicht zur Stelle – oder aber sein Chef oder sein erster Untergebener. In jedem Fall blieb etwas Reibung unentbehrlich beim Eintritt ins fremde Reich. Die Ankunft ist dennoch etwas abrupt erfolgt. Soeben, so möchte man meinen, waren wir noch auf der Ibn Battouta II, und statt uns an allzu viele Spitzfindigkeiten zu verlieren, kauften wir für den Freund in Tanger einen französischen Cognac.

Nicht die Farbe der Haut, doch der Geruch kann uns lehren. Der König hat zwölf Paläste, und das unterscheidet ihn nicht von Mobutu Sese Seko Kuku Ngbendu wa za Banga. Der König hat es zu keiner Zeit verhehlt, dass er niemanden zu überzeugen trachtet. Da steht der König darüber. Wissen sollten wir nur so viel, klar sein sollte uns nur das eine, dass wir uns beim Eintritt ins fremde Reich einer fremden Ordnung eingliedern, einer fremden Herrschaft unterwerfen. Merken wir uns eine Regel des Spiels, auch wenn sie nicht von uns kommt: Die Welt, die überzeugen will, und ihr griechisches Licht, worin sich alles zur Durchsichtigkeit aufhellt, haben wir hinter uns gelassen. Hier sind wir wieder aus vielen Dingen gemacht, die uns nicht kennen, und südlich des Jebel Mussa wird nicht mehr überzeugt. Zumindest soweit Marokko reicht, wird dort statt dessen verführt. Widerstehen wir? Entsagen wir? Machen wir jetzt nicht die Dummheit, dass wir wie sonst immer zuerst an uns selber denken. Der Untertane ist der Mensch, der dem König huldigt. Ihm zu huldigen ist die dem Untertanen eigene Freiheit, solange er es tut. Der König huldigt sich selber, und nicht er, aber wir wissen von solchen Dingen nur mehr sehr wenig. Immer irren wir uns, zu jeder Zeit und die ganze Zeit, wenn wir in Marokko sind und uns denken, dass nicht auch wir dem König huldigten. Wer – und noch als Gast – huldigte nicht! Wir tun es, wir huldigen ihm, und die Ordnung im Reich ist nur seine.

Noch haben wir einen weiten Weg vor uns, ehe wir im Süden aus der königlichen Hoheit entlassen werden. Der atlantischen

Küste entlang bis nach Lagouira, zur mauretanischen Nordgrenze, ist es etwa so weit wie von München nach Tanger. Es wird uns meist entgehen, wenn wir den einen oder anderen Splitter des *bilad as-siba* durchqueren – einen Splitter der Gebiete, die mit einem etwas harmlosen Wort und einem Schuss majestätischen Understatements «Brachland» genannt werden, offenbar weil sie dem Hofe nichts eintragen. Doch damit hat es nicht seine ganze Bewandnis, denn *bilad as-siba* ist Gebiet von Stämmen, welche die Huldigung und die Gefolgschaft verweigern, ist Gebiet der Gesetzlosen, denen das Gesetz erst noch gebracht werden muss. Dies geschieht vom *bilad al-makhzen* aus, dem Gebiet unter fester Kontrolle des Hofes, und der marokkanische Gebrauch des Wortes *makhzen* – in europäischen Sprachen eingebürgert als «Magazin» – mag uns an den Diwan erinnern: als Name ursprünglich des Schatzamtes bezeichnet *makhzen* zugleich den Staat. Ein Land aber unter einer korrupten Regierung und in deren noch so fester Kontrolle, ein solches Land wäre *bilad as-siba*, und *makhzen* wäre dann wiederum... so reden einige Marokkaner über *makhzen* – *siba*, scherzen gern mit dem Begriffspaar, vor allem Marokkaner im Exil, denn in Marokko hört man, seien die politischen Witze emigriert. *Makhzen* – *siba*, da ist Dialektik im Spiel, und hinzu kommen allerhand übertragene Bedeutungen, da Teile von Brachland nicht nur dem Reich, sondern auch den Subjekten im einzelnen innewohnen könnten, was dann hinsichtlich der Folgen nicht mehr absehbar wäre. Brauchen wir mehr für eine erste Vorstellung afrikanischer Herrschaftsverhältnisse?

Einiges mehr. Unser politischer Diskurs zeigt, bei aller gerühmten Vielfalt Europas, Verarmungserscheinungen. Geht es über die Grenzen des Abendlandes hinaus, hören wir stets nur von Demokratie und wieder Demokratie, das heisst von deren Absenz, wobei an ihrer Stelle gewöhnlich nicht sehr viel mehr als gar nichts im Blick bleibt. Wie ein gelehrter Scheich sich zeitgemäss ausdrücken mag, hat der Islam einen beträchtlichen Teil dieser Welt justitiabel, das Geschehen auf ihr der richterlichen Entscheidung zugänglich gemacht und unterworfen. Doch eine Rechtsordnung allein ist noch keine Staatsordnung, und daher hat man etwas weiter zu suchen. Uns ist kaum mehr gegenwärtig, dass es Herrschaft nicht nur kraft Satzung gibt, kraft geschriebener oder ungeschriebener Übereinkunft der Bürger. In einem weitaus grösseren Teil der Welt ist Herrschaft noch immer eine Frage der Überlieferung, ist Tradition, Brauch, Erbschaft, und im selben Rahmen fällt auch die Entscheidung um ihre Legitimation.

Wie gesagt, wissen wir davon nur wenig mehr, haben auch unsere eigene Literatur nicht mehr gelesen. «Der bürokratische Begriff der «Kompetenz» als einer sachlich abgegrenzten Zuständigkeit fehlt», hiess es dort, unter der Überschrift «Traditionelle Herrschaft»; die «Diener sind in völliger persönlicher Abhängigkeit vom Herrn, entweder rein patrimonial rekrutiert: Sklaven, Hörige, Eunuchen – oder extrapatrimonial aus nicht gänzlich rechtlosen Schichten, Günstlinge...» Hätten wir nicht bloss zu lesen brauchen? Und diese Belege sind alle aus unserem Jahrhundert. «Der reinste Typ ist die sultanische Herrschaft.» Der Sultan aber wird bei seinen Subjekten nicht nur die Gewöhnung an seine Herrschaft wahrnehmen, er will das Affektuelle mit einbezogen wissen, will die Geneigtheit seiner Untertanen erkennen, die ihm gilt, ihre Liebe zu ihm, und darauf wird er ein Charisma gründen, wie es das Wort empfiehlt. Wenn aber Herrschaft, eine staatliche Ordnung, allein auf Rechtsgründen ruhte, so wäre zu vermuten, dass es davon bedenklich wenig gäbe. So aber gibt es, man stelle sich vor, auch in Afrika nicht gar keine Ordnung, im Gegenteil, und es geschieht mehr hierzulande, dass manche es sich damit etwas einfach machen und in ihre Gedanken nicht ein Höchstmass an Klarheit bringen.

Zu viele Wege nach Afrika führen durch islamische Territorien, und nicht sehr sinnvoll oder hilfreich sind die Redeweisen, die das arabischsprachige Nordafrika dem Orient zuweisen und das wahre Afrika mit einer Linie durch den Sahel dagegen abgrenzen. Hier,

im Norden Westafrikas, haben wir ihn, den Monarchen, der den Titel eines Beherrschers der Gläubigen nicht nur trägt, sondern das so bezeichnete Amt der höchsten religiösen Autorität auch ausfüllt und während eines einstündigen Interviews mit seinem staatlichen Fernsehen den Rauch einer ganzen Schachtel Zigaretten in die Stube qualmt. Man sagt, es seien Marlboro, was sich östlich des Nils anders verhielte, wo eine solche Gestalt ohnehin nirgendwo denkbar wäre. Darf man sagen, die Gestalt habe etwas Afrikanisches? Falls man es liebt? Doch etwas, wenn wir schon dabei sind, war mir zuvor in Afrika nie so ganz klar geworden und ging mir, vermute ich, erst kürzlich in Harlem auf: Man besticht wenige Leute mit der Versicherung, dass man Afrika liebe.

Da muss anderes im Spiel sein, nicht ein Mangel an Gründen, Afrika zu lieben. Gründe dafür gäbe es schon in Tanager so viele wie vielleicht in Afrika Sprachen, in Kamerun allein zum Beispiel mehr als 250, auf dem Kontinent insgesamt tausend oder zweitausend, vielleicht die Hälfte aller Sprachen der Welt, wie auch Rassen, wie sie hiessen, bevor die Rassen, politisch korrekter, zur genetischen Vielfalt kraft jener winzigen Anzahl von Merkmalen wurden, welche in der Physiognomie einen Ausdruck haben. Nichts also, so viel steht fest, kann leichter fallen, als Afrika zu lieben.

Leider ist Westafrika hierzulande so unbekannt, was ja schon damit anfängt, und sich fortsetzt, dass alle deutsch schreibenden Journalisten sich im Osten niedergelassen und auf somalische Warlords – wohl eher eine Art Asiaten vielleicht, wenn von dieser Welt – spezialisiert haben und bei der Erwähnung Afrikas mit bestenfalls einem Ohr hinhören. Es ist ja dasselbe überall, und wer in Pakistan lebt, lebt in Pakistan, nicht in Asien, wer in der Schweiz lebt, lebt in der Schweiz, nicht in Europa, und wer in Zürich lebt, lebt in Zürich und nicht auf der Welt; solche Beobachtungen liessen sich fortsetzen. Dessenungeachtet hat fast alles, was heute von Afrika bekannt ist, seine Ursprünge im Westen. Auch die grosse Familie der Bantu, die überwiegende Mehrheit der Kenianer, Tansanier, Ugander, Ruander und endloser mehr – alle haben sie ihre Ursprünge im Sahel, den sie erst verliessen, als sie sich vor etwas über tausend Jahren gewachsen und mit neuen Werkzeugen in der Lage fanden, den grossen Wald zu durchdringen, wo vorher die Pygmäen gelebt hatten. Und der Sahel ist hier im Königreich nicht weit, Timbuktu 58 Tage, sagt ein hölzerner Wegweiser unten im südmarokkanischen Zagora, wohin man von Tanager aus in zwei Tagen gelangt. Man spricht Arabisch in Nordafrika, aber wer an der Strasse von Gibraltar ist eigentlich Araber? «Wir nicht», wird der Freund in Tanager beipflichten, er ist ein Berber aus dem Rif.

«Die Mohammedaner verstehen es auch besser als die Europäer, ins Innere des Landes einzudringen», so schrieb der deutsche Philosoph Hegel. Das blieb wichtig für Afrika, selbst wenn es auch hier vielleicht nur jene unterschwellige Tendenz ist, die überall auf dem Globus den Norden südwärts gelockt hat und lockt. Auch auf diesem Kontinent war es der Norden, aus dem Barbarei und Verwüstung hereinbrachen – der Norden, die harte Welt, wo man durch unfreundliche Witterungslagen die Häuser zu heizen gezwungen war und in der Folge sich nachhaltig, wie man sagt, entwickelte, um anschliessend zu expandieren. Auch in Afrika also waren die Mauren bei den südlichen Nachbarn im legendären Timbuktu nicht auf die gelehrten Bücher aus, wie sie es später darstellten, sondern auf Gold.

Doch schon weit früher, auch schon seit einem Jahrtausend, war die Moschee den Bantu nachgerückt, tief durch den Sahel hinunter, und Afrika wird muslimisch bleiben bis hinunter zum Grab Sékou Tourés, bis zu den Füssen der sierraleonischen Peninsula Mountains von Freetown, wo noch immer 70 Prozent der Leute Muslime sind, nebst 25 Prozent Christen, 3 Prozent Kreolen und 95 Prozent Animisten, so sagt man. Afrika wird muslimisch bleiben bis wenige hundert Kilometer vor der Küste Nigerias, und kein Mensch dort wird sich einen Deut darum scheren. Die Moschee hat Westafrika eine frühe Urbanität, eine frühe Weltläufigkeit und Weltlichkeit gebracht, wie sie sich in dem

städtischen Wesen jeder nordmalischen Oase aufspüren lässt, wo die Pilgerfahrt Menschen weit herumgebracht hat und wo man sich, kommt man von Süden, dem Fels von Gibraltar schon recht nahe fühlt.

Afrika – vielleicht haben wir uns falsche Vorstellungen gemacht. Wir haben ja doch auch gelesen. «Das tägliche Leben erscheint als permanente Zurückweisung des Begriffs der menschlichen Beziehungen. Man bietet dir alles an, verpflichtet sich zu allem und jedem, hält sich in allen Dingen für kompetent, während man doch überhaupt nichts weiss. Damit zwingt man dich, dem anderen von vornherein sein Menschsein abzuspochen, das auf Ehrlichkeit, Vertragstreue und der Fähigkeit beruht, Verpflichtungen einzugehen. Rikschakulis machen sich anheischig, dich überall hinzufahren, obwohl sie den Weg noch viel schlechter kennen als du selber. Wie soll man da nicht wütend werden und – auch wenn man einige Skrupel hat, in den Wagen zu steigen und sich von ihnen ziehen zu lassen – sie nicht wie Tiere behandeln, da sie dich durch ihre Unvernunft nötigen, sie als solche zu betrachten? Noch verwirrender ist die allgemeine Bettelei. Man wagt nicht mehr, jemandem offen in die Augen zu sehen...»

Wir sind nicht in Afrika, wir sind nur in den Traurigen Tropen eines Lévi-Strauss. Er soll hier noch ein wenig weiterschreiben dürfen: «Dieser grosse Misserfolg Indiens ist uns eine Lehre: leben in einer Gesellschaft zu viele Menschen, so kann sie, trotz des Genies ihrer Denker, nur weiterbestehen, wenn sie Knechtschaft ausschitzt. Sobald sich die Menschen in ihrem geographischen, geistigen und sozialen Raum beengt zu fühlen beginnen, droht die Gefahr, dass eine einfache Lösung besticht: nämlich diejenige, einem Teil der Gattung die Eigenschaft des Menschseins zu verweigern. Einige Jahrzehnte lang werden die anderen sich frei bewegen können; doch dann muss eine neuerliche Vertreibung vorgenommen werden. In diesem Lichte gesehen, kann ich die Ereignisse, die seit zwanzig Jahren auf der Bühne Europas stattfinden» – Lévi-Strauss schrieb dies 1955 –, «und ein Jahrhundert resümieren, in dessen Verlauf die Bevölkerung sich verdoppelt hat, nicht mehr als Folge der Verirrung eines Volkes, einer Doktrin oder einer Gruppe von Menschen sehen. Ich sehe in ihnen vielmehr das Anzeichen einer Entwicklung hin zu einer geschlossenen Welt, deren Erfahrung Südasien ein oder zwei Jahrtausende vor uns gemacht hat und der wir uns, falls nicht grosse Entscheidungen getroffen werden, vielleicht nicht werden entziehen können. Denn jene systematische Abwertung des Menschen durch den Menschen breitet sich immer weiter aus, und es wäre heuchlerisch und gewissenlos, das Problem dadurch wegzuwischen, dass man es mit einer vorübergehenden ansteckenden Krankheit entschuldigt.»

Afrika dagegen ist jung, und wenn sich seine Bevölkerung in einem Jahrhundert versiebenfacht hat, so zählt sie noch immer nicht mehr als etwa drei Viertel der Bevölkerung Indiens, eines Landes, das nur wenig grösser ist als Länder wie Algerien, der Sudan oder Zaire. Afrika hat mit den Traurigen Tropen von Lévi-Strauss noch immer fast nichts zu tun. Dessen werden wir uns schon kurz nach Tanager vergewissern können. Und wie glücklich könnten wir uns schätzen unter Afrikas Menschen, die uns immer noch etwas von der ferneren Vergangenheit aufbereitet halten, vom rechten Leben, vom guten Sinn, vom Recht und vom Unrecht, und vom Mutterleib. Nein, ihnen helfen zu wollen und sollen, damit müssten wir vielleicht aufhören. Und anfangen müssten wir, uns ihnen gegenüber anständig zu verhalten, wie sie es vielleicht nicht immer sich selber gegenüber, aber uns gegenüber immer getan haben. Und wenn auch ein Wort wie unser Wort Anstand heute kaputt ist und keine Emphase trägt, so haben wir doch kein anderes Wort, das in der Moral, den Sitten, dem Brauch, der Tradition, der Herrschaft dem entspräche, was ein Begriff wie Gemeinverstand mit Blickrichtung auf den Kopf und auf das Denken bezeichnen sollte. Vielleicht gehört aber auch das, was bei uns einst Anstand geheissen hatte, der Vergangenheit an, die sie in Afrika hüten. ■